

Einleitung

1 Die Stadt des Mittelalters und die Mittelalterforschung heute: Befunde und Diskurse

Die Bilder der gegenwärtigen Mediävistik von der Stadt im Mittelalter sind geprägt von einer außerordentlichen Vielfalt. Die aktuellen Diskussionen um den Mittelalterbegriff, deren Konsequenzen für die zukünftige Ausrichtung des Faches noch gar nicht absehbar sind, werden kaum dazu beitragen, diese Vielfalt abzubauen; eher das Gegenteil dürfte der Fall sein. Aber auch, wenn man diese Diskussionen um eine „angezählte“ Epocheneinteilung ausblendet und nach wie vor vom traditionellen Mittelalterbegriff (im Sinne einer Konvention) ausgeht, bleibt zu konstatieren, dass sich die Stadtgeschichtsforschung schon seit längerer Zeit darauf geeinigt hat, ‚die mittelalterliche Stadt‘ primär als komparatistisches Konstrukt anzusehen.¹ Das klingt zunächst schlimmer als es

Kontakt

PD Dr. Johannes Klaus Kipf,
LMU München, Institut für deutsche
Philologie, Schellingstr. 3,
80799 München,
klaus.kipf@lmu.de,
 <https://orcid.org/0000-0002-1021-4665>

Univ.-Prof. Dr. Jörg Schwarz,
Institut für Geschichte und
Europäische Ethnologie, Innrain 52,
A-6020 Innsbruck
Joerg.Schwarz@uibk.ac.at
 <https://orcid.org/0009-0000-1614-2853>

- ¹ Zur mittelalterlichen Stadt als komparatistischem Konstrukt bes. Felicitas SCHMIEDER, *Die mittelalterliche Stadt (Geschichte kompakt)*, Darmstadt 2005, S. 4. Zu den intensiven aktuellen Diskussionen um den Mittelalterbegriff vgl. nur Bernhard JUSSEN, *Das Geschenk des Orest. Eine Geschichte des nachrömischen Europa 526–1535*, München 2023; wichtig in der Debatte auch Thomas BAUER, *Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Das Erbe der Antike und der Orient*, München 2018, bes. 2. 13–31; Andreas SPEER, *1000 Jahre Philosophie. Ein anderer Blick auf die Philosophie des „Mittelalters“*, Darmstadt 2023; zur „angezählten Epocheneinteilung“ Bernd SCHNEIDMÜLLER, *Das Jahrtausend der Turteltaube*, *Die Welt* 26. Juni 2023, S. 16.

ist; auch Konstrukte besitzen nicht nur unbestreitbaren Erkenntniswert, sondern sind, will man über den Einzelfall hinausgehen, für den weiteren Diskurs unverzichtbar. Es ist freilich bemerkenswert, wie sich analog zum Ganzen auch die einzelnen Teile, ganz gleich ob Stadtgestalt, rechtliche Verhältnisse, Verfassungsleben, Stadtrecht, Kirchenorganisation, Gesellschaft, Wirtschaft, geistiges oder kulturelles Leben, in den Debatten des Fachs in einem Zustand immer größerer Auffächerung und Ausdifferenzierung befinden, einem Zustand, der manchmal so sehr in den Vordergrund zu treten scheint, dass man geneigt sein könnte, auch diesen einzelnen Elementen nur noch Konstruktcharakter zuzuschreiben. Ob man die Stadt des Mittelalters als Ganzes betrachtet oder in ihren Teilen: das eine große, sich nach vorne drängende Narrativ gibt es nicht mehr,² das Zeitalter bündiger Definitionen und gesicherter Grundlagen unseres Wissens ist endgültig vorbei. Es geht heute vielmehr um Zuschreibungen und Aneignungsformen, um Tiefenschichten und Rückführungen, um Verästelungen und Abhängigkeiten und um vieles andere mehr. An die Stelle der Definitionen sind lockere Kriterienbündel oder Wesensbeschreibungen getreten.

Ganz neu ist das alles nicht. Solche Wesensbeschreibungen hat es bereits im Mittelalter gegeben. Was ist die Stadt des Mittelalters? In seiner Antwort auf diese Frage weist Eberhard ISENMANN, der Verfasser des derzeit maßgeblichen Standardwerks zur deutschen Stadt im Hoch- und Spätmittelalter,³ auf den Juristen Nikolaus Wurm aus dem frühen 15. Jh. hin. In seinem Liegnitzer Stadtrechtsbuch, das 1399 begonnen wurde,⁴ gibt Wurm eine Beschreibung der mittelalterlichen Stadt, in der vieles von dem angesprochen ist, was uns heute noch beschäftigt. Wurm denkt von den Anfängen her. Nachdem sich der Jurist mit dem Vorgang der Stadtgründung, die auch bei fürstlichen Gründungen dezidiert dem Willen des Königs zu folgen hatte, beschäftigt hat, kommt er zunächst auf den ‚gehegten Markt‘ zu sprechen, der für die Stadt eine zentrale Funktion besitzt. Eine besondere Aura liege über dem Platz, ein eingepflanztes Friedenskreuz symbolisiere den Marktfrieden.⁵ Mit dem Pflug solle

2 Dazu genügt ein Blick in das Inhaltsverzeichnis von Eberhard ISENMANN, *Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150–1550. Stadtgestalt, Recht, Verfassung, Stadtrecht, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft*, 2., durchges. Aufl., Wien, Köln, Weimar 2014; ferner zur Stadt im Mittelalter im kompakten Überblick SCHMIEDER (Anm. 1). Als wichtige Einführungen ins Thema vgl. weiterhin Bernd FUHRMANN, *Die Stadt im Mittelalter*, Stuttgart 2006; Manfred GROTEN, *Die deutsche Stadt im Mittelalter*, Stuttgart 2013; Frank G. HIRSCHMANN, *Die Stadt im Mittelalter* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 84), 2., aktual. u. erw. Aufl., Berlin, Boston 2016. Mit der vormodernen Stadt als Erinnerungsort befasst sich der Band zur Internationalen Jahrestagung des Forums Mittelalter von Jörg OBERSTE und Sabine REICHERT (Hgg.), *Stadtgeschichte(n). Erinnerungskulturen der vormodernen Stadt* (Forum Mittelalter Studien 14), Regensburg 2017.

3 ISENMANN (Anm. 2), S. 51.

4 Hans-Jörg LEUCHTE, *Das Liegnitzer Stadtrechtsbuch des Nikolaus Wurm. Hintergrund, Überlieferung und Edition eines schlesischen Rechtsdenkmals* (Quellen und Darstellungen zur schlesischen Geschichte 25), Sigmaringen 1990. Zu den Metadaten des Werkes vgl. den Artikel ‚Liegnitzer Stadtrechtsbuch‘ in den *Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters*, <https://www.geschichtsquellen.de/werk/4782> (14.5.2023).

5 LEUCHTE (Anm. 4), S. 51.

man eine lange und breite Gasse, die man „des Königs Straße“ nenne, die Hofstätten und was sonst noch Stadtgebiet ist, markieren und abgrenzen. Beschrieben wird das Stadtvolk als eine beständige Einung, die dem Recht beistehen und es stärken solle; die Betonung der Rechts- und Friedensgemeinschaft steht im Mittelpunkt der Beschreibung.⁶ Die Stadt könne, so Wurm, beschrieben werden als eine Siedlung, die mit Mauer, Graben, Toren, Türmen und Wiekhäusern befestigt sei; sie bilde einen politisch-rechtlichen Verband (*eynunge*) der darin Wohnenden mit territorialem Ortsrecht (*marktrecht*) und Gericht. Als weiteres zentrales Element kommt in den Vorstellungen Wurms das *gemyne Gut* hinzu, die *res publica* oder der gemeine Nutzen, das heißt „das gemeinsame Vermögen, das der Aneignungs- und Verfügungsgewalt des Einzelnen entzogen ist und [...] unter dem Schutz des allgemeinen kaiserlichen Friedens steht“.⁷ Zu diesem Vermögensbereich, der der Verfügungsgewalt eines Einzelnen entzogen ist, zählt Wurm zunächst im kirchlichen Bereich die nicht dem allgemeinen Recht unterliegenden Dinge, die Kirchen, Kirchhöfe, Klöster und Immunitäten. Er nennt aber auch mobile Objekte wie Messkelche und andere liturgische Geräte. Zum weltlichen Bereich gehören für Wurm der Markt, das Rathaus, kommunale Gebäude, aber auch Galgen und Pranger, nutzbare Liegenschaften, Betriebsstätten, die der Allgemeinheit zugehören, Wiesen, Triften, Sand- und Lehmgruben, Ziegeleien und Kalköfen.⁸ Die Paraphrase dieses Textes, der ungeachtet mancher Idealisierungen und Missverständnisse von großer Kenntnis der städtischen Verhältnisse zeugt, sei hiermit abgebrochen. In manchen Sätzen blitzt so etwas wie eine Definition auf, doch es bleibt im Ganzen bei einer Beschreibung, einer dichten Szenenfolge, die an spätmittelalterliche Altartafeln mit ihren unterschiedlichen Geschichten vor dem Hintergrund einer Matrix erinnert, die etwas Einheitliches, etwas Zusammenhängendes suggerieren soll. Die Beschreibung ist – mit heutigen Maßstäben gemessen – natürlich nicht vollständig. Auffällig ist, was fehlt, und was uns heute mindestens genauso brennend interessiert wie die rechtlichen Verhältnisse und das Verfassungsleben: die Armut zum Beispiel – nach den Worten von Erich MASCHKE eine „soziale Konstante“ in der mittelalterlichen Stadt⁹ – und der wechselnde Umgang mit ihr.¹⁰ Oder die Frage nach

6 Ebd.

7 Ebd.

8 Ebd., S. 52.

9 Erich MASCHKE, Die Unterschichten der mittelalterlichen Städte Deutschlands, in: DERS. u. Jürgen SYDOW (Hgg.), Gesellschaftliche Unterschichten in den südwestdeutschen Städten (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B: Forschungen 14), Stuttgart 1967, S. 1–74, hier S. 71.

10 Valentin GROEBNER, Mobile Werte, informelle Ökonomie. Zur ‚Kultur‘ der Armut in der spätmittelalterlichen Stadt, in: Otto Gerhard OEXLE (Hg.), Die Armut im Mittelalter (Vorträge und Forschungen 53), Ostfildern 2004, S. 189–212; Frank REXROTH, Die Grenze der Ehrbarkeit und ihre Anrainer. Arme und Randständige im spätmittelalterlichen London, in: Otto Gerhard OEXLE (Hg.), Die Armut im Mittelalter (Vorträge und Forschungen 53), Ostfildern 2004, S. 259–282; Ernst SCHUBERT, „Hausarme Leute“, „starke Bettler“. Einschränkungen und Umformungen des Almosengedankens um 1400 und 1500, in: Otto Gerhard OEXLE (Hg.), Die Armut im Mittelalter (Vorträge und Forschungen 53), Ostfildern 2004, S. 283–348.

der politischen Öffentlichkeit in der Stadt, ein Themenfeld, das auch für das Stadtr Regiment und den Charakter von politischer Herrschaft in der Stadt insgesamt von eminenter Bedeutung war.¹¹ Dann natürlich die ungeheure Vielfalt der Gewerbe, der Altgewänder, der Apotheker und Armbrüster, der Kistner und Kornkäufer, der Sattler, der Scheidenmacher und Scherer. Die Stellung der Frauen in diesen Gewerben, aber auch ganz grundsätzlich im politischen und gesellschaftlichen Leben der Stadt. Die Stellung der Witwen, der Waisen, der Junggesellen. Die Geräusche in der Stadt, die Stadt als Klangraum. Und vieles andere mehr.

Der Doppelsinn des Wortes ‚Stadtgeschichte‘ ist mit Händen zu greifen, der Text Wurms ist ein gutes Beispiel dafür. Das Wort meint zum einen, analog zur zweifachen Bedeutung des Wortes ‚Geschichte‘ als Ereignis *und* als Erzählung, zunächst das Geschehen an sich. Dieses Geschehen beschränkt sich dabei keineswegs auf einzelne, herausragende Ereignisse wie tatsächliche oder fiktive Gründungsakte, Verleihungen von Stadtrechtsprivilegien, Aufstände, Bürgerkämpfe, Stadtbrände, Feste, Herrscherinzüge usw. Dazu gehören vor allem auch die Strukturen von ‚langer Dauer‘ (*de longue durée*), die sich nicht auf Tag und Stunde beziffern lassen, d. h. die langfristigen demografischen und sozialen Entwicklungen, die wirtschaftlichen Konjunkturen, die Baumaßnahmen und vieles andere mehr. Das Wort meint zum anderen aber auch das in der Epoche über dieses Geschehen in den Städten Berichtete, Erzählte und literarisch Produzierte, die mittelalterliche Stadtgeschichtsschreibung¹² also *und* die

11 Pierre MONNET, Die Stadt, ein Ort der politischen Öffentlichkeit im Spätmittelalter?, in: Martin KINTZINGER u. Bernd SCHNEIDMÜLLER (Hgg.), Politische Öffentlichkeit im Spätmittelalter (Vorträge und Forschungen 75), Ostfildern 2011, S. 329–359.

12 Paradigmatisch Carla MEYER, Die Stadt als Thema. Nürnbergs Entdeckung in Texten um 1500 (Mittelalter-Forschungen 26), Ostfildern 2009. Das reiche Spektrum der Definitionsansätze und Forschungspositionen seit MEYER beschreibt vorzüglich Pia ECKHART, Ursprung und Gegenwart. Geschichtsschreibung in der Bischofsstadt und das Werk des Konstanzer Notars Beatus Widmer (1475–ca. 1533), (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B: Forschungen 207), Stuttgart 2016, S. 5–12. Maßgeblich ebenfalls der aus der Freiburger Schule um Birgit STUDDT stammende Band: Pia ECKHART u. Marco TOMASZEWSKI (Hgg.), Städtisch, urban, kommunal. Perspektiven auf die städtische Geschichtsschreibung des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (Formen der Erinnerung 69), Göttingen 2019; vgl. darin bes. Gregor ROHMANN, Geschichtsschreibung als kollektive Praxis. Augsburger Sammelhandschriften des 15.–17. Jahrhunderts als Wissensspeicher. Entwurf eines (un-)möglichen Forschungsprojekts, S. 129–144, bes. S. 142: „Was also ist städtische Geschichtsschreibung? Meine Antwort wäre: Eine kollektive Praxis, die in mehr oder wenigen offenen Zirkeln von Gelehrten, Amtsleuten, Klerikern und interessierten Stadtbürgern durch den Austausch von ebenfalls mehr oder weniger offenen Textbausteinen und Wissensbeständen erfolgt.“ Beispielgebend für eine solche kollektive Praxis ist die Umschlagabbildung des Bandes. Sie zeigt eine Seite der 1507 gedruckten ‚Kronica von der loblichen Eydtenossenschaft‘ des Petermann Etterlin, in die handschriftlich Basler Annalen eingetragen wurden. Basel, Universitätsbibliothek, A lambda IV 14: Petermann Etterlin, Kronica von der loblichen Eydtenossenschaft Jr harkomme und sust setzam strittenn und geschichte, [Basel: Michael Furter 1507] („Berlingers Etterlin“), fol. 11v. Ferner mit ausgewählten Beispielen Jörg SCHWARZ, Mittelalterliche Stadtgeschichtsschreibung als mentales Konzept der Stadt? Die Beispiele Limburg an der Lahn, Frankenberg an der Eder und Frankfurt am Main, in: Margit DAHM u. Timo FELBER (Hgg.), Mentale Konzepte der Stadt in Bild- und Textmedien der Vormoderne, Leiden 2023, S. 295–326.

Literatur in der bzw. über die Stadt. Letztere soll dabei alles in den Blick nehmen, was sich in irgendeiner Weise zur Stadt in eine Beziehung setzen lässt – um den bedeutungsschweren und für das Mittelalter vielleicht sogar anachronistischen Begriff ‚städtische Literatur‘ zunächst einmal bewusst zu vermeiden. Es geht daher primär um die Stadt als Inspiration und als Schreibort, als von den verschiedensten Personen und Institutionen her gesehene Auftraggeberin und als Thema. Inwiefern das alles reicht, um eine ‚städtische Literatur‘ zu konstituieren, ist eine bislang unbeantwortete Frage; sie sei an dieser Stelle bewusst offengelassen. Zu betonen ist, dass auch hier der Plural ‚Stadtgeschichte(n)‘ keine bloße Verlegenheit ist. Im Gegenteil: Wir möchten uns auch in diesem Punkt ganz bewusst zu neueren Forschungen bekennen, die, wie es die Freiburger Historikerin Ina SERIF im Falle einer Analyse städtischer Historiografie der Stadt Straßburg im späten Mittelalter (Jakob Twinger von Königshofen) so überzeugend getan hat, von „Geschichte(n) aus der Stadt“¹³ reden. Die Geschichten (im Plural) müssen dabei keineswegs automatisch Zerfaserung oder Auflösung bedeuten. Wenn – wie in jenem besagten Falle Straßburger Historiografie – gesagt wurde, dass ein Großteil der 128 bekannten Textzeugen nicht nur bloße Abschriften, sondern vielmehr Exzerpte, Bearbeitungen, weitere Texte, im weitesten Sinne also Aneignungen enthalten, so handelt es sich im Ganzen um eine höchst produktive Aneignung, um eine Form des Entstehens von Geschichte aus der Stadt heraus.¹⁴

Ist der theoretische Doppelsinn des Wortes relativ gut beschreibbar, so sind es die eigentlichen Inhalte der beiden Bereiche sehr viel weniger. Zu Stadtgeschichte(n) und ihrer Persistenz bis in die Gegenwart gehört der Stadtdiskurs untrennbar dazu, d. h. die ständig neu aufgeworfene Frage: Was ist eine Stadt? Was macht sie aus, was bestimmt – in der Geschichte wie in der Gegenwart – ihren Charakter, ihr Wesen, ihr Bild? Nach welchen Kriterien sollte man sie bestimmen? Wie will man dabei vorgehen, was festlegen, was und auf welche Weise gewichten? Was soll kategorisch sein, was nicht? Welche Typen von Städten lassen sich, will man nicht von einem Abstraktum reden, bilden? Man braucht kein Prophet zu sein, um vorherzusagen: Diese Fragen werden die Wissenschaft beschäftigen, solange die Stadt als relevanter Faktor der Geschichte gilt oder, grundsätzlicher noch, solange Menschen über die Organisation ihres Zusammenlebens nachdenken. Denn die Stadt – immer Jerusalem und Babylon zugleich – ist ein ‚Urbild‘ des Menschen und seines Zusammenlebens mit anderen Menschen.¹⁵ Völlig zu Recht wurde auf die Tatsache hingewiesen, dass die berühmte aristotelische Definition des Menschen als *zoon politikon* eigentlich heiße: der Mensch sei ein Wesen, das in Städten wohne.¹⁶

13 Ina SERIF, *Geschichte aus der Stadt. Überlieferung und Aneignungsformen der deutschen Chronik Jakob Twingers von Königshofen* (Kulturtopographie des alemannischen Raums 11), Berlin, Boston 2020, S. 208.

14 Ebd., S. 209.

15 Dolf STERNBERGER, *Die Stadt als Urbild*, Frankfurt a. M. 1985, S. 14.

16 Ebd., S. 11.

Was macht die Stadt im Kern aus? Was ist sie in der Essenz? Was bestimmt ihren Charakter? Was sind ihre Erscheinungsformen? Diese grundlegenden Fragen sind zu Beginn des 20. Jh.s von einem der einflussreichsten Denker der Moderne, dem Juristen, Nationalökonom, Historiker und Soziologen Max WEBER (1864–1920), gestellt worden. WEBERS Abhandlung ist in der Schärfe ihres Fragens, der Genauigkeit ihrer Beobachtungen sowie in der Zuspitzung ihrer Ableitungen auch heute noch beeindruckend; sie ist, auch wenn nicht alle Einschätzungen mehr geteilt werden, einer der großen Texte der Stadtgeschichtsforschung. Es ist kein Wunder, dass die Forschung zu diesem Text, der zu Lebzeiten unveröffentlicht blieb, immer wieder zurückkehrt. „Eine ‚Stadt‘“, so WEBER gleich zu Beginn seiner Abhandlung, „kann man in sehr verschiedener Art zu definieren versuchen. Allen Definitionen gemeinsam ist nur: dass sie jedenfalls eine (mindestens relativ) geschlossene Siedlung, eine ‚Ortschaft‘ ist, nicht eine oder mehrere einzeln liegende Behausungen.“¹⁷ Ausgehend von diesem allgemeinen Kriterium, durch das letztlich die Unbestimmtheit, jedenfalls die große Schwierigkeit, über die Stadt *als solche* zu reden, offenbar zu werden scheint, folgen scharfsinnige Beobachtungen über die antike, vor allem aber über die mittelalterliche Stadt. Die Beobachtungen WEBERS, im steten Vergleich mit anderen Zeiten und Räumen gewonnen, vermögen noch heute zu faszinieren:¹⁸

Im auffallendsten Gegensatz namentlich zu den asiatischen Zuständen stand nun die Stadt des mittelalterlichen Okzidents, und zwar ganz speziell die Stadt des Gebiets nördlich der Alpen da, wo sie in idealtypischer Reinheit entwickelt war. Sie war ein Marktort wie die asiatische und orientalische Stadt, Sitz von Handel und Gewerbe wie jene, Festung wie jene. Kaufmannsgilden und Handwerkerzünfte fanden sich hier wie dort, und daß diese autonome Satzungen für ihre Mitglieder schufen, war durch die ganze Welt, nur gradweise verschieden, verbreitet. Ebenso enthielt die antike wie die mittelalterliche Stadt des Okzidents – in letzterer allerdings mit einigen später zu machenden Vorbehalten – in sich Fronhöfe und Sitze von Geschlechtern mit außerstädtischem grundherrlichen und daneben oft mit großem städtischen Bodenbesitz, der aus den Erträgen der Teilnahme der Geschlechter an den städtischen Gewinnchancen der Stadt vergrößert wurde. Ebenso kannte die okzidentale Stadt des Mittelalters überwiegend Schutzherren und Beamte eines politischen Herrn, welche in ihren Mauern Befugnisse verschiedenen Umfangs ausübten.

17 MAX WEBER, *Wirtschaft und Gesellschaft. Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte*, Bd. 5: Die Stadt, hg. v. Wilfried NIPPEL (Max-Weber-Gesamtausgabe, Abteilung I: Schriften und Reden, Bd. 22,5), Tübingen 1999, S. 59. Zu Max WEBER biografisch s. Jürgen KAUBE, *Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen*, 2. Aufl., Berlin 2014, bes. S. 241 zu dessen Auffassung über die „okzidentale Stadt“.

18 WEBER (Anm. 17), S. 100f.

Wiewohl zu den entschiedensten Auffassungen der Abhandlung der Satz WEBERS gehörte, die okzidentale Stadt sei ein Ort des Aufstiegs aus der Unfreiheit in die Freiheit gewesen, wird kein harmonisierendes Gesamtbild entworfen, und am Ende dominiert der Gegensatz: „Der freche Kapitän, der sich in adeliger Dissidenz erprobt, und der freie Bürger im Kaufmanns- oder Handwerkerstand als Vorbote von Demokratie, treten nicht in einer Figur zusammen.“¹⁹ Die Antwort auf die Frage, was „die Stadt des Mittelalters“ gewesen ist, wird, wenn sie wenigstens als Annäherung gelingen soll, immer entscheidend davon abhängen, welches ‚Mittelalter‘ gemeint ist; jenseits aller Streitigkeiten um Schablonen geht es dabei primär um das, was im Mittelpunkt der Geschichtswissenschaft steht und immer stehen muss: die Veränderungen sozialer Gefüge in der Zeit, die Spannungsfelder zwischen Kontinuitäten und Neuanfängen. In diesem Sinne scheint es entscheidend wichtig zu konstatieren, dass die „große Stadt“²⁰ (im mittelalterlichen Sinne) nicht von Anfang an da war; sie war das Ergebnis eines Prozesses buchstäblich von Jahrhunderten. Es gehört dabei zu den großen Erkenntnisfortschritten der Mittelalterforschung der letzten zwei bis drei Jahrzehnte, begriffen zu haben, dass auch die Stadt des Frühmittelalters nicht für Statik, sondern – im Rahmen jenes hochkomplexen Prozesses, den wir als Transformation der Antike bezeichnen²¹ – für Dynamik steht. In einer neuen großen Gesamtdarstellung zur Geschichte der Stadt Köln im Frühmittelalter heißt es gleich zu Anfang, alle Bilder einer vermeintlichen frühmittelalterlichen Erstarrung und eines stadtgeschichtlichen Stillstands über Jahrhunderte hinweg energisch in die Schranken verweisend:²²

In den 700 Jahren zwischen 400 und 1100 hat sich Köln von Grund auf gewandelt. Um das Jahr 400 hieß die Stadt *Agrippina*, und ihre Einwohner nannten sich *Agrippinenses*. Sie waren Teil des römischen Weltreichs, dem es als einzigem in der Geschichte gelang, den gesamten Mittelmeerraum zu beherrschen. [...] Um 1100 hieß die Stadt *Koln*, und ihre Einwohner nannte sich *Kolnaer*. Sie lag im Zentrum eines neu entstandenen Reichs der Deutschen, das große Teile Mitteleuropas und den Norden Italiens umfasste und als Fortsetzung des römischen Reiches verstanden wurde.

19 KAUBE (Anm. 17), S. 242; zum (primär ökonomisch verstandenen) WEBER'SCHEN Konzept des Aufstiegs aus der Unfreiheit in die Freiheit in der Stadt ebd. S. 241.

20 Der Begriff „große Stadt“ nach Joachim EHLERS, *Das westliche Europa (Die Deutschen und das europäische Mittelalter 3)*, München 2004, S. 416.

21 Vgl. nur Mischa MEIER, *Geschichte der Völkerwanderung. Europa, Asien und Afrika vom 3. bis zum 8. Jahrhundert n. Chr.*, 3. Aufl., München 2020, S. 1089–1104; Chris WICKHAM, *Framing the Early Middle Ages. Europe and the Mediterranean, 400–800*, Oxford 2006, S. 825–831.

22 Karl UBL, *Köln im Frühmittelalter. Die Entstehung einer heiligen Stadt 400–1100 (Geschichte der Stadt Köln 2)*, Köln 2022; die Veränderung in der Perspektive wird schlagartig spürbar, wenn man dazu etwa vergleicht: Georges DUBY, *Die Zeit der Kathedralen. Kunst und Gesellschaft 980–1420*. Übersetzt von Grete Osterwald, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1984, S. 11 f. (Übersetzung leicht abgewandelt; frz. Original: DERS., *Le Temps des cathédrales. L'art et la société*, Paris 1976, S. 11 f.). Am Beginn dieser Darstellung wird die Welt des Frühmittelalters weitgehend als Zeit ohne Stadt geschildert.

Könige und Kaiser hielten sich nicht nur häufig in Köln auf, sie unterhielten auch enge Beziehungen zum Erzbischof und zu den Bürgern der Stadt. Der Erzbischof von Köln galt als einer der Säulen des Reichs und übernahm mit den anderen Reichsfürsten Verantwortung in kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten. Der Dom war mit knapp 100 Metern Länge das mit Abstand mächtigste Bauwerk der Stadt mit weithin sichtbaren Türmen und einer prächtigen Ausstattung. Der Rhein band als zentrale Verkehrsader des Reichs wichtige königsnahe Landschaften zusammen. Darüber hinaus partizipierte die Stadt am rasanten wirtschaftlichen Aufstieg eines neuen europäischen Kräftedreiecks, das sich zwischen den Metropolen Paris, London und Köln formiert hatte.

Was ist die Stadt des Mittelalters? Was führt über den Einzelfall hinaus? Wer wollte – um beim obigen Beispiel zu bleiben – leugnen, dass sich in Köln in jenen Jahrhunderten Veränderungen größter Art abgespielt haben; aber wie sieht es in jenem Zeitraum anderswo aus? Was ist, weiterdenkend, mit den einzelnen Typen der Stadt, die die moderne Wissenschaft, methodisch gesehen in der Nachfolge WEBERS, gebildet hat – der Gründungsstadt, der Marktstadt, der Fernhändlerstadt, der Kaufmannsstadt, der Messestadt, der Planstadt, der Reichsstadt? Die ältere Forschung stand zu einem nicht unwesentlichen Teil im Bann des Rechts, die Stadt galt ihr primär als *Rechtsbezirk*. Dieser Rechtsbezirk war, einem von der Forschung über lange Zeit hinweg weitgehend akzeptierten Kriterienbündel zufolge, gekennzeichnet durch 1. den Stadtfrieden, 2. die Stadtfreiheit, 3. das eigene Stadtrecht sowie 4. eine gemeindliche Stadtverfassung.²³ Wie zu Recht hervorgehoben wurde, bildet sich die mittelalterliche Stadt in diesem Sinne „erst durch die Privilegierungen der Könige und Stadtherren bis zum Ende der salischen Epoche, also dem beginnenden 12. Jh., aus.“²⁴ Die aktuelle Forschung bevorzugt einen *kombinierten Stadtbegriff*. Neben dem Rechtscharakter, der nach wie vor gültig bleibt, umfasst er wenigstens fünf weitere markante Punkte. Der Sozial- und Wirtschaftshistoriker Gerhard FOUQUET, der für die moderne Erforschung der mittelalterlichen Stadt eine zentrale Rolle spielt,²⁵ hat diese Kriterien in einer Übersicht zusammengestellt. Charakteristisch sind demzufolge ferner: 1. die (alles in allem) auffällig geringe Bevölkerungszahl der mittelalterlichen Stadt (unter den ca. 4.000 Städten des Reiches besaßen ca. 95 % weniger als 2.000 Einwohner); 2. die herausgehobene ökonomische Funktion der Stadt gegenüber dem Umland (als Marktort, aber auch als Zentrum handwerklich-gewerblicher Produktion); 3. die

23 Hans-Werner GOETZ, *Leben im Mittelalter vom 5.–13. Jahrhundert*, 5. Aufl., München 1994, S. 202.

24 Ebd., S. 202.

25 Vgl. nur Gerhard FOUQUET, *Bauen für die Stadt. Finanzen, Organisation und Arbeit in kommunalen Baubetrieben des Spätmittelalters. Eine vergleichende Studie vornehmlich zwischen den Städten Basel und Marburg (Städteforschung. Reihe A: Darstellungen 48)*, Köln, Weimar, Wien 1999.

Sonderstellung des städtischen Bürgers innerhalb der Gesellschaft des Spätmittelalters; 4. die zentralörtliche Funktion der Stadt, die sich nicht nur in Bezug auf Wirtschaft und Verkehr, sondern vor allem auch auf religiösem und kulturellem Gebiet ausdrückt; 5. die besondere Formung der Städte durch ihre Topografie und ihre baulichen Anlagen, durch „hochaufragende Mauern, Kirchen und ‚Belfriede‘, Kaufhäuser, Hallen und Rathäuser in Brügge, Gent und Ypern, Geschlechtertürme in Trier und Regensburg, in Lucca und selbst im kleinen San Gimignano [...]“²⁶

Die aktuelle Beschäftigung der Mittelalterforschung mit dem Thema Stadt steht ganz im Zeichen umfassender Differenzierungen – und zwar in nahezu allen Bereichen. Bei aller Notwendigkeit des Blicks auf das Ganze, der Systematisierung und Kategorisierung, wie er mit Brillanz von Eberhard ISENMANN vorgenommen wurde, dominiert in der Forschung derzeit die Untersuchung des Einzelfalls. Über diesen methodischen Ansatz erscheint fast notwendig die mittelalterliche Stadt immer einzelner, immer selbstständiger, immer selbstmächtiger. Ein Schlüsselsatz in dem Zusammenhang stellt FOUQUETS Charakterisierung der mittelalterlichen Stadt als „selbstmächtiger Monade“ dar.²⁷ Besonders wichtig erscheinen in diesem Kontext – gleichsam als Kontrapunkt dazu – Forschungen über Städte, die eine wie geschlossen auch immer zu sehende Einheit präsentieren.²⁸ Ebenfalls als wichtiger Grundzug erscheint die entschiedene Abkehr von allem Starren und Statischen – vor allem in der Festlegung bestimmter Schichten. Zwar hält die Forschung an der herausragenden Bedeutung des Bürgereides („Der Eid macht den Bürger“) für die Konstitution der mittelalterlichen Stadt ebenso fest wie an dem Modell einer seit dem Hochmittelalter möglichen Einteilung der Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt in eine Ober-, eine Mittel- und eine Unterschicht, doch wird vor allem das Fluide, das Variable, das Dynamische der Einwohnerschaft betont, werden Austausch- und Lernprozesse über alle Schichten und ständische Grenzen hinweg hervorgehoben.

In der jüngeren Forschung besonders erkenntnisfördernd war – vor dem Hintergrund unseres umfassenden Interesses an den Kommunalisierungsprozessen in der mittelalterlichen Stadt²⁹ – immer wieder der Blick auf die städtischen Führungsschichten und, damit eng verbunden, natürlich auf den Rat. Wie Gerold BÖNNEN in einer inzwischen als wegweisend eingestuften Monografie zur Stadt Worms vermerkt,

26 Ulf DIRLMEIER, Gerhard FOUQUET u. Bernd FUHRMANN, *Europa im Spätmittelalter* (Oldenbourg Grundriss der Geschichte 8), München 2003, S. 69–71.

27 Gerhard FOUQUET, Rezension zu: Didier LETT (Hg.), *La confection des statuts dans les sociétés méditerranéennes de l'Occident (XII^e–XV^e siècle)*. Statuts, écritures et pratiques sociales, Bd. 1 (Histoire ancienne et médiévale 146), Paris 2017, in: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 76 (2020), S. 755–758.

28 Gabriel ZEILINGER, *Verhandelte Stadt. Herrschaft und Gemeinde in der frühen Urbanisierung des Oberelsass vom 12. bis 14. Jahrhundert* (Mittelalter-Forschungen 60), Ostfildern 2018.

29 Vgl. nur Matthias KÄLBLE, *Sozialfürsorge und kommunale Bewegung. Zur Bedeutung von Hospitälern für die politische Gruppenbildung in der Stadt*, in: Neithard BULST u. Karl-Heinz SPIESS (Hgg.), *Sozialgeschichte mittelalterlicher Hospitäler* (Vorträge und Forschungen 65), Ostfildern 2007, S. 237–271.

ist in der vergleichenden Stadtgeschichtsforschung der letzten Jahre der Stellenwert der Rats Herrschaft in den seit dem 12. Jh. aufblühenden Städten und die Bedeutung ihrer Ausbreitung in den Urbanisierungsprozessen des Mittelalters immer wieder betont worden.³⁰ In den Mittelpunkt seiner Studie, die die Forschung sowohl zusammenfasst als auch sie an entscheidenden Punkten weiterführt, stellt BÖNNEN, der sein Augenmerk zunächst auf das Gremium der 40 Richter legte, den frühen Wormser Stadtrat seit 1198/1202; in diesem gilt für BÖNNEN die Amtszeit Bischof Lupolds als Inkubationszeit gewandelter Verhältnisse.³¹ Auf die Frage, was dieser Rat gemacht, wie er agiert, auf welchen Feldern er seine Wirksamkeit entfaltet habe und wo er in den Quellen auftrete, antwortet BÖNNEN mit größtmöglicher Vorsicht: Entscheidend für das Verständnis der frühen Stadträte sei der Blick auf deren Träger, die Zusammensetzung und die Dynamik innerhalb der Führungsgruppen und die dort in manchen Städten nachweisbaren Gruppenbildungen, Klientelverhältnisse, Verwandtschafts-, ja zum Teil regelrechten Clanstrukturen. Wenn, so BÖNNEN, die Entwicklung in der Regel von einem Bischofs- zum Stadtrat verlaufe und wir das ‚Herauswachsen‘ eines Rates aus einem älteren Leitungsgremium beobachten könnten, dann seien, wo überlieferungsbedingt irgend möglich, die Gruppenbindungen und prosopografischen Befunde innerhalb des Meliorats bzw. der Ministerialität von zentraler Aussagekraft.³²

Umfassende Neubewertungen galten auch der besonders quellen- und materialreichen spätmittelalterlichen Stadt – der deutschen wie der europäischen –, deren Bewertung sich im Lichte aktueller Forschungen noch einmal stark zu verändern scheint.³³ Flexibilität und Dynamik prägt auch das moderne Bild über die Zünfte, der „größten Gruppe in der mittelalterlichen Stadt“, die „dennoch in der (älteren) Stadtgeschichtsforschung immer wieder (eher) stiefmütterlich behandelt wurde“.³⁴ In Aufarbeitung dieser empfindlichen Forschungslücke wurden – wenn auch bislang nur fallweise, aber durchaus mit Möglichkeiten allgemeinerer Ableitungen – die Zünfte in der mittelalterlichen Stadt in der letzten Zeit grundlegend untersucht; es ging der Forschung

30 Gerold BÖNNEN, Die Anfänge kommunaler Führungsgremien in Worms (1180 bis 1233) im vergleichenden Blick. Befunde und Thesen zur frühen Ratsbildung, Worms 2001.

31 Ebd., S. 15–19.

32 Ebd., S. 75 f.

33 Vgl. dazu jetzt vor allem Pierre MONNET, Chancen und Grenzen einer späten, aber greifbaren Sensibilität für eine ständische Grenzüberschreitung der Stadtelite in spätmittelalterlichen Städten, in: Christian HESSE (Hg.), Ständische Grenzüberschreitungen (Vorträge und Forschungen 92), Ostfildern 2021, S. 141–170; Gerhard FOUQUET, Shakespeares Bassanio und das bleierne Kästchen. Chancen und Risiken sozialer Grenzüberschreitungen in zentraleuropäischem Großhandel und Hochfinanz des Spätmittelalters, in: ebd., S. 170–197; Marc VON DER HÖH, Überlegungen zu einer Sozialgeschichte ständischer Grenzziehungen. Führungsschicht und „Geschlechter“ im spätmittelalterlichen Köln, in: ebd., S. 199–236.

34 Grundlegend Sabine VON HEUSINGER, Die Zunft im Mittelalter. Zur Verflechtung von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft in Straßburg (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte 206), Stuttgart 2009, das Zitat S. 14.

dabei um Aufbau und Funktion der Zünfte ebenso wie um die komplexen Prozesse interner Gruppenbildungen und weiterer innerer Ausdifferenzierungen. Eindrucksvoll vor Augen trat dabei der grundlegende Charakter der Zünfte als ordnungsstiftendes Element großer Bereiche des städtischen Wirtschaftslebens, der Politik, der Sozialfürsorge und Laienfrömmigkeit. Die außerordentliche Flexibilität der Zünfte resultierte dabei zum einen „aus dem breiten Aufgaben- und Funktionsspektrum, das von den Zünften im Mittelalter auf verschiedene Art abgedeckt wurde. Zum anderen lag wohl gerade in dem vorhandenen Spielraum, der den Zünften im Mittelalter zu Eigen war, ein maßgeblicher Grund, warum Zünfte jahrhundertlang ein erfolgreiches Modell für das Zusammenleben vom Menschen boten.“³⁵

Von besonderer Bedeutung ist nicht zuletzt, dass es in den letzten Jahrzehnten gelang, die jüdischen Bevölkerungsteile der mittelalterlichen Stadt auf überzeugende Weise in das Gesamtbild des sozialen Gefüges der mittelalterlichen Stadt einzubetten und – ohne auf eine weiterführende Untersuchung der großen Katastrophen vor allem im Umfeld des Schwarzen Todes und die Versuche ihrer Erklärung zu verzichten – sie aus dem Bereich einer stigmatisierten ‚Randgruppe‘ herauszuholen. Dabei spielt sowohl die mittelalterliche Judaistik eine wichtige Rolle wie eine aufgeschlossene, plurale Mittelalterforschung selbst. Stellvertretend für die deutschsprachige mittelalterliche Judaistik zu nennen sind hier vor allem die Namen Alfred HAVERKAMP (1937–2021), der große Vorkämpfer und Begründer der Beachtung der jüdischen Anteile der mittelalterlichen Geschichte auch gegen große Vorbehalte der traditionell konservativen deutschen Mediävistik, und seine Tochter Eva HAVERKAMP-ROTT (*1966), die, ausgestattet mit einer eigenen Professur für jüdische Geschichte des Mittelalters, dessen Werk entschieden fortsetzt und es mittlerweile um zahlreiche wichtige neue Perspektiven erweitert hat. Nicht mehr das permanente Katastrophen-Narrativ steht im Mittelpunkt, sondern die Beschäftigung mit den jüdischen Bevölkerungsanteilen als ganz normalem Bestandteil des Lebens in der mittelalterlichen Stadt. Sinnbildlich dafür mag die Tatsache stehen, wie sehr wir zu sehen gelernt haben, wie Juden einzelne Häuser innerhalb überwiegend christlicher Straßen bewohnt haben, wie stark also der Abschied vom Bild einer vorrangigen Segmentierung der Juden in der Struktur der mittelalterlichen Stadt erfolgt ist. „Der jüdische Gebäudekomplex“, schreibt Michael TOCH in seinem Standardwerk, „war [...] in der Regel zentral platziert, oft direkt am Hauptmarkt (z. B. in Koblenz und in Nürnberg bis 1349), häufig in unmittelbarer Nachbarschaft zum Rathaus (Köln, Friedberg) oder an den großen Verkehrsachsen der Stadt (z. B. in Braunschweig oder Frankfurt am Main).“³⁶ Bedrückend – um sich wenigstens diese Wertung zu erlauben – bleibt dabei, dass es, im Lichte der Forschungsergebnisse der Mediävistik des ausgehenden 20. Jahrhunderts, gerade die städtischen, die im Rat

35 Ebd., S. 346.

36 Michael TOCH, *Die Juden im mittelalterlichen Reich* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 44), München 1998, S. 34 f.

vertretenen Eliten waren, die die Pogrome gezielt geschürt und gefördert haben³⁷. Demgegenüber bleiben alle Differenzierungsversuche hilflos. Dennoch bestand der wichtigste Schritt einer adäquaten Erfassung jüdischen Lebens in der mittelalterlichen Stadt in der Konstatierung einer (vom Katastrophenfall abgesehen) höchst intensiven Verflechtung.

2 Kultur in der mittelalterlichen Stadt

In der Folge des politischen Aufstiegs der Stadt seit dem hohen Mittelalter steigt auch ihre Bedeutung als Ort, in dem, für den und über den kulturelle Erzeugnisse wie Kunst, Literatur und Musik entstanden.³⁸ Zu allen Zeiten ist Kultur abhängig von Institutionen oder Personen, die ihr eine materielle Grundlage bieten.³⁹ Dies waren im früheren Mittelalter in erster Linie die Klöster, der Königshof, dazu die Bischofssitze mit ihren Domschulen.⁴⁰ Die Schule war im gesamten Mittelalter der Ort, an dem Lesen und Schreiben unterrichtet wurde und damit auch die literarischen Traditionen, auf der die abendländische Kultur beruht, in erster Linie die Bibel und danach die römische Literatur der klassischen Antike und der Spätantike, vermittelt wurden. Im Hohen Mittelalter (von etwa 1000 bis ins 13. Jh.) kommen die Höfe von Fürsten, Herzögen, Grafen als Auftraggeber und Förderer kultureller Produktion hinzu.⁴¹ Sie verdrängen die Klöster und die Institutionen im Umfeld der

37 Alfred HAVERKAMP, Judenverfolgungen zur Zeit des Schwarzen Todes im Gesellschaftsgefüge deutscher Städte, in: DERS. (Hg.), Zur Geschichte der Juden im Deutschland des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, Stuttgart 1981, S. 27–93.

38 Bedingt durch die disziplinäre Zugehörigkeit des Mitherausgebers Johannes Klaus KIPF werden im Folgenden Beispiele aus Quellen und Forschungsliteratur vor allem aus dem Bereich der deutschen Literatur des Mittelalters herangezogen. *Mutatis mutandis* dürften die folgenden Darlegungen auch für Kunst, Musik, die lateinische Literatur und volkssprachige Literaturen Europas gelten.

39 Vgl. zur Bedeutung fördernder Institutionen zuletzt Jochen STROBEL u. Jürgen WOLF (Hgg.), Maecenas und seine Erben. Kunstförderung und künstlerische Freiheit – von der Antike bis zur Gegenwart (Maecenas 1), Stuttgart 2015; Bernd BASTERT, Andreas BIHRER u. Timo REUVEKAMP-FELBER (Hgg.), Mäzenaten im Mittelalter aus europäischer Perspektive. Von historischen Akteuren zu literarischen Textkonzepten (Encomia deutsch 4), Göttingen 2017.

40 Vgl. etwa Arnold ANGENENDT, Das Frühmittelalter. Die abendländische Christenheit von 400 bis 900, Stuttgart, Berlin, Köln 1990, S. 304–316, 432–440 u. ö.; Wolfgang HAUBRICHS, Die Anfänge. Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter (ca. 700–1050/60) (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit I/1), 2., durchges. Aufl., Tübingen 1995, S. 160–256.

41 Vgl. Fritz Peter KNAPP, Grundlagen der europäischen Literatur des Mittelalters. Eine sozial-, sprach-, ideen- und forschungsgeschichtliche Einführung, Darmstadt 2011, S. 199–244 u. ö.; ferner (als Beispiel aus der weit umfangreicheren Publikationstätigkeit) Werner PARAVICINI (Hg.), Jan HIRSCHBIEGEL u. Jörg WETTLAUER (Bearb.), Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Ein dynastisch-topographisches Handbuch, Bd. 3: Hof und Schrift (Residenzenforschung 15,3), Ostfildern 2007.

Bischofssitze (Klosterschule, Domschule und Hofschule) keineswegs,⁴² doch bilden sie einen neuen Nährboden, auf dem vor allem in den europäischen Volkssprachen nun eine neue Literatur und Kultur entsteht, die für adlige Rezipienten und Rezipientinnen konzipiert ist.⁴³ Spätestens seit dem 14. und unverkennbar im 15. Jh. tritt die Stadt als dritter großer Entstehungskontext und Ermöglichungsraum von Literatur und anderen kulturellen Hervorbringungen neben das Kloster und den Hof.⁴⁴ Die Literatur des 15. Jh.s gilt im Besonderen als das Produkt einer „so gut wie völlig städtisch geprägte[n] Welt“;⁴⁵ die Reichsstadt Nürnberg wird in einem rezenten literaturhistorischen Entwurf plakativ, aber im Kern zutreffend als „Literaturhauptstadt des Reichs“⁴⁶ bezeichnet.

Forschungsgeschichtlich wurde dem Phänomen der ‚Literatur in der Stadt‘ in einer ersten Welle sozialhistorischer Literaturwissenschaft in den 1980er-Jahren erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet.⁴⁷ Das Modell einer ‚bürgerlichen‘ bzw. ‚städtischen Literatur‘, das insbesondere in Beiträgen sozialistisch inspirierter Literaturgeschichte vorangetrieben wurde, war bereits in dieser ersten Phase gründlicher Kritik (bezogen auf das 13. und 14. Jh.) ausgesetzt: „weder auf der thematisch-ideologischen Ebene noch im organisatorisch-institutionellen Bereich“ ließen sich „signifikante Merkmale einer sogenannten städtischen Literatur“ finden.⁴⁸ Während sich die programmatischen Ansätze zur Literaturgeschichte in der Folgezeit deutlich auf ein Paradigma

42 Vgl. exemplarisch Nigel F. PALMER u. Hans-Jochen SCHIEWER (Hgg.), *Mittelalterliche Kunst und Literatur im Spannungsfeld von Hof und Kloster*. Ergebnisse der Berliner Tagung (9.–11. Oktober 1997), Tübingen 1997.

43 Vgl. L. Peter JOHNSON, *Die höfische Literatur der Blütezeit (1160/70–1220/30)*, (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit II/1), Tübingen 1999, bes. S. 3–29, 392–419.

44 Vgl. Thomas CRAMER, *Geschichte der deutschen Literatur im späten Mittelalter*, 2. Aufl., München 1995, S. 232–340 („Städtische Literatur im 14. und 15. Jahrhundert“); Johannes JANOTA, *Vom späten Mittelalter zum Beginn der Neuzeit*, Teil 1: Orientierung durch volkssprachige Schriftlichkeit (1280/90–1380/90), (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit III/1), Tübingen 2004, S. 35–49 (am Beispiel der Residenzstadt Wien).

45 Werner WILLIAMS-KRAPP, *Die Literatur des 15. und frühen 16. Jahrhunderts* (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit III/2,1), Berlin, Boston 2020, S. 37.

46 Ebd.

47 Horst BRUNNER (Hg.), *Literatur in der Stadt*. Bedingungen und Beispiele städtischer Literatur des 15. bis 17. Jahrhunderts (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 343), Göttingen 1982; vgl. Johannes JANOTA, Hans Folz in Nürnberg. Ein Autor etabliert sich in einer Stadt, in: Heinz RUPP (Hg.), *Philologie und Geschichtswissenschaft*, Heidelberg 1977, S. 74–91; Erich KLEINSCHMIDT, *Stadt und Literatur in der Frühen Neuzeit*. Voraussetzungen und Entfaltung im südwestdeutschen, elsässischen und schweizerischen Städteraum (Literatur und Leben. NF 22), Köln, Wien 1982; Jörn REICHEL, *Der Spruchdichter Hans Rosenplüt*. Literatur und Leben im spätmittelalterlichen Nürnberg, Stuttgart 1985.

48 Vgl. Ursula PETERS, *Literatur in der Stadt*. Studien zu den sozialen Voraussetzungen und kulturellen Organisationsformen städtischer Literatur im 13. und 14. Jahrhundert (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 7), Tübingen 1983, Zitate S. 7 u. 292.

„nach der Sozialgeschichte“ zubewegten,⁴⁹ erbrachten zahlreiche Einzelstudien⁵⁰ und Sammelbände⁵¹ empirisch vertiefte Einblicke in die Verwurzelung und Bedingtheit zahlreicher literarischer und anderer Werke in ihren städtischen Kontexten insbesondere im süddeutschen Raum. Zudem kam – inspiriert von Mentalitätsgeschichte und Imagologie – die Frage nach dem ‚Bild der Stadt‘ auch unabhängig von der Herkunft und sozialen Stellung der Autorpersonen in den Fokus der Forschung, insbesondere, aber nicht nur, in der Gattung des Stadtlobs.⁵² Für die germanistische Mediävistik blieb jedoch die Programmatik des gegenwärtig größten literaturhistoriografischen Unternehmens, der „Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit“, das nach „Modellen literarischer Interessenbildung im Mittelalter“ konzipiert wurde,⁵³ einem (im weiteren Sinn) sozialhistorischen Paradigma verpflichtet. Zudem ist zumindest in Teilen der Mittelalter-Philologien in jüngeren programmatischen Diskussionen eine Rückwendung von der Kulturwissenschaft bzw. -geschichte hin zu einer erneuerten Sozial- und Ideengeschichte erkennbar.⁵⁴

Die oben bereits erwähnte Historiografie in und über die Stadt,⁵⁵ die in PETERS' Forschungskritik ausdrücklich ausgeklammert war,⁵⁶ bietet das stärkste Argument

49 Vgl. zum Titel den Sammelband: Martin HUBER u. Gerhard LAUER (Hgg.), *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*, Tübingen 2000. Indes berufen sich zahlreiche der enthaltenen Beiträge bereits im Titel weiterhin auf eine Form der Sozialgeschichte, wenngleich in methodologisch vielfach modifizierter Weise.

50 Vgl. paradigmatisch Rita VOLTMER, *Wie der Wächter auf dem Turm. Ein Prediger und seine Stadt. Johannes Geiler von Kaysersberg (1445–1510) und Straßburg, Trier 2005*; MEYER (Anm. 12); Matthias KIRCHHOFF, *Gedächtnis in Nürnberger Texten des 15. Jahrhunderts. Gedenkbücher, Brüderbücher, Städtelob, Chroniken (Nürnberger Werkstücke 65)*, Nürnberg 2009.

51 Vgl. exemplarisch: Johannes JANOTA u. Werner WILLIAMS-KRAPP (Hgg.), *Literarisches Leben in Augsburg während des 15. Jahrhunderts (Studia Augustana 7)*, Tübingen 1995; Heike SAHM u. Monika SCHAUSTEN (Hgg.), *Nürnberg. Zur Diversifikation städtischen Lebens in Texten und Bildern des 15. und 16. Jahrhunderts (Zeitschrift für deutsche Philologie, Sonderheft 134)*, Berlin 2015.

52 Vgl. Hartmut KUGLER, *Die Vorstellung der Stadt in der Literatur des deutschen Mittelalters (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 88)*, München, Zürich 1986; Paul Gerhard SCHMIDT, *Mittelalterliches und humanistisches Stadtlob*, in: August BUCK (Hg.), *Die Rezeption der Antike (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung 1)*, S. 119–128.

53 Verschiedene Teilbände wurden oben (Anm. 45–47) zitiert. Vgl. zur Diskussion der literaturhistoriografischen Programmatik Joachim HEINZLE (Hg.), *Literarische Interessenbildung im Mittelalter. DFG-Symposium 1991, Stuttgart 1993*.

54 Vgl. Maximilian BENZ u. Gideon STIENING (Hgg.), *Nach der Kulturgeschichte. Perspektiven einer neuen Ideen- und Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Berlin, Boston 2022; darin bes. DIES., *Nach der Kulturgeschichte. Einleitende Perspektiven*, S. 1–19, und Nina NOWAKOWSKI, *Nürnberger Stadtpolitik im Zeichen von Gouvernementalität und Propaganda bei Hans Rosenplüt*, S. 225–247.

55 Vgl. Peter JOHANEK, *Das Gedächtnis der Stadt. Stadtchronistik im Mittelalter*, in: Gerhard WOLF u. Norbert H. OTT (Hg.), *Handbuch Chroniken des Mittelalters*, Berlin, Boston 2016, S. 337–398; SCHWARZ (Anm. 1).

56 Vgl. PETERS (Anm. 48), S. 293 f.

für die Wiederaufnahme und Neubewertung der Frage nach der Rolle der Stadt in Kunst, Musik, Literatur und Selbstreflexion des späteren Mittelalters. Doch auch die Selbstzeugnisforschung,⁵⁷ die Entstehung neuer Autortypen wie Stadtschreiber⁵⁸ und Handwerker,⁵⁹ neuer Gattungen wie des Geistlichen Spiels, dessen volkssprachige Ausprägungen fast ausschließlich in Städten stattfanden, oder des Fastnachtspiels⁶⁰ fordern zu einer Neubewertung der Befunde und zu ihrer erneuerten literatur- und kulturgeschichtlichen Einordnung in den aktuellen Stand der historischen Städteforschung auf.

Erkennbar ist aus Sicht der germanistischen Mediävistik, dass die literarische Produktion in und über die Stadt deutlich später als die Entstehung der Städte selbst beginnt. Lässt sich eine vermehrte Entstehung von Städten bereits am Ende des 12. Jh.s beobachten,⁶¹ so sind Auswirkungen in der deutschen Literatur nach vereinzelt Ansätzen im 13. Jh. in größerer Breite erst im 14. und in echter Massierung im 15. Jh. erkennbar. Es wäre so reizvoll wie notwendig, diesen Befund mit anderen Philologien und Wissenschaften, die sich mit dem Mittelalter beschäftigen, abzugleichen.

3 Überblick über die Beiträge

Mittelalterliche Stadtgeschichte(n): Bezeichnet der Titel des Bandes zugleich Ereignis und Erzählung, so kann unter der Erzählung sowohl die Narration (bzw. das Narrativ)⁶² als auch der Diskurs über die Stadt (die Stadt als Thema)⁶³ verstanden werden. In dieser Breite nehmen die Beiträge dieses Bandes die Themenstellung auf.

57 Vgl. Pierre MONNET, Das Selbst und die Stadt in Selbstzeugnissen aus deutschen Städten des Spätmittelalters. Einige Überlegungen zum räumlichen Rahmen der Erinnerung, in: Heinz-Dieter HEIMANN u. Pierre MONNET (Hgg.), Kommunikation mit dem Ich. Signaturen der Selbstzeugnisforschung an europäischen Beispielen des 12. bis 16. Jahrhunderts (Europa in der Geschichte 7), Bochum 2004, S. 19–38.

58 Vgl. bereits PETERS (Anm. 48), S. 227–268; Volker HONEMANN, Literaturlandschaften. Schriften zur deutschsprachigen Literatur im Osten des Reiches (Medieval to Early Modern Culture 11), 2008, bes. S. 95–166, 333–364 (zu Johannes Rothe, Hermann Bote, Johannes Frauenburg und Peter Eschenloer).

59 Vgl. CRAMER (Anm. 44), S. 236–238.

60 Ebd., S. 219–223, 341–348; Klaus RIDDER (Hg.), Fastnachtspiele. Weltliches Schauspiel in literarischen und kulturellen Kontexten, Tübingen 2009; NOWAKOWSKI (Anm. 54).

61 S. o. S. 10 in diesem Band.

62 Ohne die komplexen Debatten der Narratologie und Kulturwissenschaften um die Terminologie hier nachzeichnen zu können, sei doch auf folgende Veröffentlichungen verwiesen: Konrad H. JARAUSCH u. Martin SABROW, ‚Meistererzählung‘. Zur Karriere eines Begriffs, in: DIES. (Hgg.), Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945, Göttingen 2002, S. 9–31; Wolf SCHMID, Narrativity and Eventfulness, in: Tom KINDT u. Hans-Harald MÜLLER (Hgg.), What Is Narratology? Questions and Answers Regarding the Status of a Theory, Berlin 2003, S. 17–34; Albrecht KOSCHORKE, Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie, 3. Aufl., Frankfurt a.M. 2013, bes. S. 287–328.

63 Vgl. den Titel der Studie von MEYER (Anm. 12).

Er geht zurück auf eine Ringvorlesung des Zentrums für Mittelalter- und Renaissancestudien der Ludwig-Maximilians-Universität München zum Thema ‚Stadt und Kultur in Mittelalter und Früher Neuzeit‘, die von den Herausgebenden im Wintersemester 2019/20 initiiert und organisiert wurde. Während einige Beiträge zur Ringvorlesung nicht in diesem Band veröffentlicht werden konnten,⁶⁴ wurden zusätzliche Beiträge hinzugewonnen,⁶⁵ die das Themen- und Disziplinspektrum erweitern.

Den Band eröffnet ein Beitrag von Albrecht BERGER („Konstantinopel – eine überlebende antike Stadt im Mittelalter?“), der sich mit einem der merkwürdigsten und bemerkenswertesten Fälle der europäischen Stadtgeschichte überhaupt beschäftigt: Konstantinopel. Im Jahre 324 als neue Residenz Kaiser Konstantins des Großen und als Zentrum seines immer noch halb-heidnischen Kaiserkults gegründet, hat der Ort nach 337 rasch den Charakter einer christlichen Stadt angenommen; einige Jahrzehnte später wurde sie zur Hauptstadt des östlichen Teils des Römischen Reiches. Für fast 900 Jahre, bis zur Eroberung der Stadt durch die Kreuzfahrer 1204, ist Konstantinopel niemals von fremden Truppen behelligt worden. Obwohl also die Erfahrung von Zerstörung und Katastrophe fehlt, hat sich unterschwellig ein unaufhörlicher Prozess der Verwandlung der Stadt ereignet; Zeiträume des Aufbaus, Zeiträume des Zerfalls und Zeiträume des Wiederaufbaus lösten – wie BERGER betont – einander ab. Auch erlebte die Stadt immer wieder Phasen der Zuwanderung von außen, der Integration von Neubürgern, die mit dem städtischen Leben nicht vertraut waren, oftmals Schwierigkeiten hatten, die römischen Traditionen zu verstehen, und die zumindest partiell noch dem Heidentum verhaftet blieben. Obwohl es – nicht einmal in den Oberschichten oder in den senatorischen Rängen – eine bruchlose Kontinuität der Familien gegeben hat, bestand das Byzantinische Reich dennoch als ein spätantiker Staat fort bis ins Jahr 1204 – mit Konstantinopel als seiner Hauptstadt.

Im Zentrum des Beitrags von Susanna FISCHER („Städte in Ruinen. Ruinenpoetik in der lateinischen Dichtung des 12. Jahrhunderts“) stehen die vielleicht prominentesten Städte der Antike, Troja und Rom, und ihre Bedeutung für die mittellateinische Dichtung. Während von Troja nur der Name und die Nachrichten der homerischen Epen sowie ihrer Nachdichtungen bekannt sind, ist Rom als antike Metropole in seinen baulichen Überresten physisch präsent. Für die Dichtung spielt diese Differenz allerdings nur eine untergeordnete Rolle. Ausgehend von der Antithese von vergangenem Glanz und sichtbarem Verfall der Ruine sowie vom Gegensatz ‚Zivilisation – Natur‘ gelingt es FISCHER, zentrale Motive einer ‚Ruinenpoetik‘ herauszuarbeiten, darunter die Überwucherung der Ruinen durch Pflanzen, die Schilderung von Tieren in den Ruinen sowie der Kontrast zwischen Reichtum (Königtum) und Armut (Landwirtschaft). Konstitutiv für die Poetik der Ruine ist zudem ihr Zusammenhang mit der *memoria* in Gestalt des Fortlebens des Dichters im Werk.

64 Es handelt sich um Beiträge von Marc-Aeilko ARIS, Klaus GRUBMÜLLER, Eva HAVERKAMP, Fabian PRECHTL und Dieter J. WEISS, die an anderer Stelle erschienen sind oder erscheinen werden.

65 Es sind dies die Beiträge von Julia BRUCH, Volker HONEMANN u. Gunhild ROTH, Pamela KALNING sowie Jörg MÜLLER.

Bernhard TEUBER („Toledo als plurireligiöse Lebensform“) überträgt das von Walter BENJAMIN geprägte Konzept temporal definierter ‚Hauptstädte‘ auf die mittelalterliche Faszinationsfigur Toledo, die er als ‚Hauptstadt des 13. Jahrhunderts‘ begreift. Für einen alternativen Umgang mit sprachlicher, religiöser und kultureller Diversität diskutiert TEUBER vier Beispiele, die in Verbindung zum Kulturraum Toledo stehen: die Gattung der mozarabischen *Chardscha* am Schluss eines arabischen oder hebräischen Liebesgedichts, den Gesang der heidnischen Sibylle in der galizischen Mariendichtung Königs Alfons des Weisen, die zwischen Weisheitsdichtung und Satire changierenden ‚Proverbios morales‘ des Rabbi Sem Tob sowie die Inszenierung von Mehrsprachigkeit im ‚Libro de buen amor‘. Heterogene, einander fremde Diskurse werden in diesen Beispielen – so die These – im Modus der Juxtaposition nebeneinandergestellt, aber nicht hybridisiert oder ineinander übersetzt.

Eine ungewöhnliche Entstehungsgeschichte hat der folgende Beitrag. Gunhild ROTH hat ein ca. 1985 entstandenes Vortragsmanuskript („Der Beitrag der Literatur zum Leben der deutschen Stadt“) aus dem Nachlass des 2017 verstorbenen Germanisten Volker HONEMANN mit Belegen und Verweisen versehen. Daher knüpft der Beitrag in vielen Punkten an eine Forschungsdiskussion um die Möglichkeiten einer ‚Sozialgeschichte der Literatur‘ aus dem letzten Viertel des 20. Jh.s an, die aus unserer Perspektive nicht obsolet ist, da sie auf vielen Ebenen in aktuellen Debatten und Projekten⁶⁶ auf erneuertes Interesse stoßen dürfte. Gunhild ROTH hat den Beitrag hinsichtlich der Editionen und Einzelforschung auf den neuesten Stand gebracht; der Ansatz und die Fragestellung (auch in Bezugnahmen auf den Forschungsstand) sind die des Vortrags von ca. 1985. HONEMANN stellt die Frage, wie und in welchem Ausmaß Literatur – im weitesten Sinne – auf die Herausforderungen des Zusammenlebens in rapide gewachsenen Gemeinschaften, d. h. in der Stadt (hier vorwiegend am Beispiel von Braunschweig) reagiert. Gesichtet werden dabei Literaturproduzenten wie Stadtschreiber, Räte, Geistliche und Lehrer, institutionelle Träger wie Schulen und Konvente, Werke, Gattungen und Themen ebenso wie Rezipienten und Sammlungen. Die Braunschweiger Literatur, die solcherart ermittelt werden kann, sichert vorhandenes, mündlich tradiertes Wissen und erweitert wesentlich den Kreis derer, die über dieses Wissen verfügen.

Das am Arye Maimon-Institut der Universität Trier angesiedelte Forschungsvorhaben ‚Corpus der Quellen zur Geschichte der Juden im spätmittelalterlichen Reich‘ unter der Leitung von Lukas Clemens und dem Institutsgründer Alfred Haverkamp (1937–2021) wurde 2006 bis 2019 von der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur als Langfristvorhaben gefördert. Ziel des Projekts war und ist es, sämtliche zeitlich und räumlich relevanten Schriftquellen (hebräische, lateinische und volkssprachige) des spätmittelalterlichen Reichsgebiets für den Zeitraum von 1273 bis 1519 zu erfassen und je nach Editionsphase der Forschung als Volltext oder Regest

⁶⁶ Vgl. etwa den von DAHM u. FELBER herausgegebenen Sammelband (Anm. 12).

online zur Verfügung zu stellen.⁶⁷ Bereits bei der Konzeption des Vorhabens wurde ein besonderes Augenmerk darauf gelegt, die bislang fast völlig von der Forschung vernachlässigten seriellen Quellen, wie sie vor allem in zahlreichen Stadtbüchern vorliegen, für die Erforschung der Geschichte der Juden nutzbar zu machen. Der Beitrag von Jörg MÜLLER („Das Erkenntnispotenzial serieller städtischer Überlieferung zur Erforschung der christlich-jüdischen Beziehungen im spätmittelalterlichen Reichsgebiet“) gibt einen Einblick in diese Überlieferung, die einen zum Teil gänzlich neuen Blick auf das Zusammenleben von Christen und Juden in der mittelalterlichen Stadt ermöglicht.

Pamela KALNING („Johannes Rothes ‚Ratsgedichte‘ – verfasst im Interesse des Landesherrn?“) wendet sich einem der prominentesten Stadtschreiber in der deutschen Literatur des Spätmittelalters zu: Johannes Rothe, Stadtschreiber von Eisenach, Geistlicher und zudem Kaplan im Dienst der thüringischen Landgrafenfamilie. In seinen handschriftlich überlieferten, erst vom modernen Herausgeber so benannten ‚Ratsgedichten‘ zeichnet Rothe ein idealisiertes Bild der spätmittelalterlichen Stadt als Organismus. So, wie der Leib des Menschen nur funktioniert, wenn alle Organe zusammenarbeiten, gedeihe auch die Stadt nur, wenn Eintracht zwischen ihren Bewohnern herrsche. Unter Berücksichtigung der Überlieferung der Texte diskutiert KALNING deren Situierung zwischen städtischen und landgräflichen Interessen.

Pia RUDOLPH („Stadtansichten in den Pilgerberichten von Jean de Mandeville und Bernhard von Breydenbach“) untersucht Stadtansichten im Holzschnitt in den Reisebeschreibungen Jean de Mandevilles und Bernhards von Breydenbach. Rudolph vertritt die These, dass seit dem Erstdruck von Breydenbachs ‚Pilgerreise ins Heilige Land‘ (1486) die Darstellungen von Städten eine Authentizitätsstiftende Funktion für die Illustration fachkundlicher Werke gewinnen. Die Art und Weise, wie im Pilgerbericht von 1486 Städte durch den Holzschneider Erhard Reuwich abgebildet werden, vermittele den Eindruck, man könne die Orte so wiederfinden, wie sie dargestellt werden. Dieses künstlerische Ausdrucksmittel wird genauer untersucht und mit weiteren Stadtansichten in anderen (handschriftlichen und gedruckten) Pilgerbüchern verglichen.

Matthias KIRCHHOFFS Beitrag „Feinjustiertes Selbstverständnis. Zum Druck n des ‚Lobspruchs auf Nürnberg‘ nach Serteßbalt (1490)“ untersucht mit der Druckgeschichte von Hans Rosenplüts ‚Lobspruch auf Nürnberg‘ ein weiteres Beispiel volkssprachiger Literatur, die die Stadt zum Thema hat. Das deutschsprachige Städtelob, als eigenständige Gattung im Nürnberg des 15. Jh.s entstanden, wurde deshalb erfolgreich, weil die Textsorte auf der Beschreibung des Gegenwärtigen fußend zukünftige soziale und politische Ansprüche der Stadtbürger zu legitimieren und den Lokalstolz zu stärken vermochte. Der prominenteste Städtelob-Text, Rosenplüts 1447 entstandener ‚Lobspruch auf Nürnberg‘, wurde in den 1480er und 1490er Jahren immer wieder adaptiert, sodass sich in den neuen Texten Tradition und Re-Aktualisierung verbanden. Anhand eines ca. 1490 entstandenen Druckes des redaktionell bearbeiteten

67 Vgl. die Projektbeschreibung unter <https://www.medieval-ashkenaz.org> (22.3.2022).

‚Lobspruchs‘ kann KIRCHHOFF zeigen, dass sich das städtische Selbstbild im Städtelob nicht allein in großen inhaltlichen Austauschvorgängen veränderten Bedingungen anpasst, sondern auch in philologischen Details und scheinbaren Fehlern.

Antje THUMSER fragt in ihrem Beitrag „Dichterische Freiheit? Die Gründung Münchens in der ‚Bayerischen Chronik‘ des Ulrich Fuetrer“, wie der Autor zu seiner ungewöhnlich frühen Datierung der Gründung Münchens gekommen sein mag. Fuetrer, der in der Forschung unter Fiktionsverdacht steht, hatte die Stadtgründung in das Jahr 970 verlegt und einem unter Kaiser Otto dem Großen regierenden Herzog Ernst zugeschrieben. Unter Einbezug bislang weitgehend unbekannter Quellen kann THUMSER zeigen, dass sich Fuetrer auf kursierendes oder schriftlich fixiertes Wissen unter anderem aus dem literarischen Stoffkreis um ‚Herzog Ernst‘ stützte, das er, ganz im Sinne seiner Auftraggeber und Rezipienten, in eine stimmige Darstellung überführte. Daher kann Thumser die im Titel gestellte Frage, ob Fuetrer sich bei seiner Darstellung der Gründung Münchens dichterische Freiheiten herausnahm, klar verneinen. Trotz des skurril anmutenden Ergebnisses basiert Fuetrers Datierung und genealogische Verortung der Gründung Münchens auf der Kombination chronikalischer Notizen durch den bayerischen Chronisten.

Bernd POSSELT („Städte in humanistischen Landesbeschreibungen und Chroniken. Biondo, Piccolomini, Foresti, Schedel“) beschäftigt sich auf grundlegende Weise mit der 1493 in lateinischer und deutscher Fassung gedruckten sogenannten ‚Schedelschen Weltchronik‘ sowie wichtigen Quellen und Prätexten, einem in ihrer Art einzigartigen Buchkunstwerk, das sowohl in seiner Entstehung als auch in seiner Konzeption unmittelbar mit Städten im Allgemeinen und einer Stadt im Besonderen verbunden ist. Dabei sind – so POSSELT – Städte, die jeweils in Bild und Text, in großformatigen Holzschnittansichten einerseits und literarischen Beschreibungen andererseits, repräsentiert werden, in der ‚Schedelschen Weltchronik‘ ein zentrales Element der strukturellen und inhaltlichen Konzeption. Nicht zuletzt dank dieser visuell eindrucksvollen Stadtansichten erfreut sich das Werk einer großen und bis heute andauernden Bekanntheit. In den widersprüchlichen „Deutungen“ ihres Entstehungsortes Nürnberg, so POSSELT, werde der komplexe hybride Charakter der ‚Schedelschen Weltchronik‘ greifbar.

Der letzte Beitrag des Bandes stammt von Julia BRUCH („Stimmen aus dem Off. Oppositionelle Handwerker beschreiben ihre Stadt“). Sie geht davon aus, dass das Leben in den Städten besonders im 16. Jh. von sozialen, politischen und religiösen Konflikten innerhalb der städtischen Gemeinschaft geprägt gewesen sei, die ihren schriftlichen Niederschlag in einer ganzen Reihe von Chroniken gefunden hätten. Diese Chroniken, so BRUCH, seien nicht nur von der obsiegenden Partei geschrieben, sondern wurden auch von sozialen Gruppen überliefert, deren Ansichten der Obrigkeit entgegenstanden. BRUCHS Aufsatz stellt solche kritischen Stimmen aus der Chronistik vor. Dafür werden von BRUCH Chroniken von vier Chronisten, die aus einem handwerklich-oppositionellen Milieu ihrer jeweiligen Städte stammten, analysiert: Dionysius Dreytwein aus Esslingen, Sebastian Fischer aus Ulm, Jörg Preu d. Ä. aus Augsburg und Jan de Rouc d. J. aus Gent.

Fern davon zu glauben, unser Band decke, bei aller Bandbreite seiner Themen, alle Bereiche des Phänomens ‚Stadtgeschichte(n)‘ in dem anfangs beschriebenen doppelten Sinne ab, sind wir dennoch von der Querschnittartigkeit und der Repräsentationskraft der Beiträge überzeugt. Im Ganzen obsiegt – im Sinne des oben angeführten Zitats von FOUQUET – die Monade wohl doch über das Dach, das über alles gezogen wurde. Dennoch – so hoffen wir – wird unser Band auch so einen Beitrag leisten können zu dem fortdauernden Gespräch über das Thema: Was ist die Stadt des Mittelalters? Dass der Band dazu beitragen kann, die Disziplinen, die sich mit dem Mittelalter beschäftigen, mit Hilfe eines für alle einschlägigen Disziplinen bedeutsamen Gegenstandes zu verklammern, das hingegen glauben wir allemal.